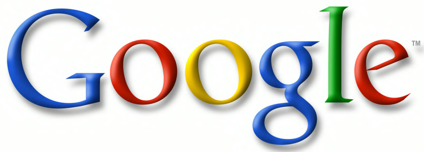
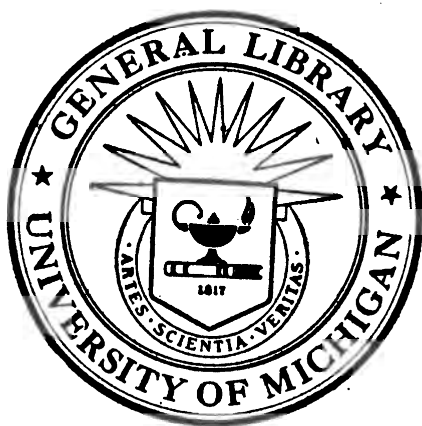

Google


GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS ·
1817

Heinrich Heine.

Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855).

Von

Madame C. Jaubert.

Autorisirte Uebersetzung von Luise Welter.

Paris und Leipzig.
Commissions-Verlag von H. Le Soudier.
1884.

Heinrich Heine.

Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855).

Von

Madame C. Jaubert.

Autorisirte Uebersetzung von Luise Welter.

Paris und Leipzig.
Commissions-Verlag von H. Le Soudier.
1884.

Heinrich Heine.

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens (1835—1855).

Von

Madame C. Jaubert.

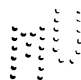
Autorisirte Uebersetzung von Luise Welter.



Paris und Leipzig.

Commissions-Verlag von H. Le Soudier.

1884.



Inhalt.

Heine und Géruzez als Vorkämpfer für Alfred de Musset. — Begleitschreiben gelegentlich der Uebersendung an Mme. C. Jaubert von Heine's „Deutschland". — Zwei Entschuldigungsbillete. — Die Prinzessin Belgiojoso. — Victor Cousin. — Der Komponist Bellini. — Jettatore. — Sauerkraut und Ambrosia. — Malitourne für J. J. Rousseau. — Madame Heine. — Ein letzter Besuch. — Die Grasmückenstimme. — Ueber Théophile Gautier und Gérard de Nerval. — Mme. Kalergis. — Der weiße Elephant. — Ein Brief von Heine. — Die kleine Fee. — Béranger. — Ein schlecht verstandenes Epitheton. — Todkranksein und Eifersucht. — Thiers, Guizot und V. Cousin im Traume. — Augustin Thierry. — Die kleine Veronika. — Leichenrede für den Papagei. — Der letzte Anfall. — Die schwarze Dame und der Keim des Göttlichen.

Auf einem Balle, welcher zu Paris während des Winters 1835 stattfand, wurde mir Heinrich Heine vorgestellt. Er sprach damals das Französische mit einiger Schwierigkeit, verstand jedoch seine Gedanken in pikanter Form auszudrücken; hochblonde, etwas lange, ganz gerade geschnittene Haare ließen ihn jünger scheinen, als er in Wirklichkeit war; lachend gab er mir sein Alter an: „Ich bin," sagte er, „der erste Mann meines Jahrhunderts." Während der lebhaften Unterhaltung bemerkte ich, daß es ihn unmuthig machte, unaufhörlich der immer für dieselben Namen von Göthe, Byron oder Viktor Hugo ausgedrückten Bewunderung der Franzosen zu begegnen. Und als er Alfred de Musset in einer Gruppe

Tanzender bemerkte, sagte er: „Ich begreife die Pariser nicht; hört man sie von Poesie sprechen, so sollte man sie für außerordentliche Verehrer derselben halten, und hier sehe ich einen Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, der ihnen schon durch seine Geburt angehört ... trotzdem aber habe ich die Beobachtung gemacht, daß er in den besseren Gesellschaftskreisen ebenso unbekannt ist, wie es nur ein chinesischer Dichter sein könnte!"

Die Kritik war begründet; die „Ballade à la lune" und die „Chanson de la marquise andalouse", das war alles was man um diese Zeit in den Salons von dem jungen Dichter kannte und wonach man ihn beurtheilte, schätzte, oder auch zum Besten hatte. Ich vergegenwärtige mir noch deutlich das Erstaunen des Auditoriums, als eines Abends Herr Géruzez, Professor und Stellvertreter des Herrn Villemain bei den literarischen Vorlesungen an der Sorbonne, plötzlich, inmitten von etwa dreißig

bei mir vereinigten Personen, sich der Sache des jungen Dichters annahm, und von Begeisterung hingerissen eine der ersten Poesien von Alfred de Musset, die schöne Stelle des Duells in „Don Paez“ vortrug, die mit folgenden Versen beginnt:

Comme on voit dans l’été, sur les herbes fauchées,
Deux louves remuant les feuilles desséchées
S’arrêter face à face et se montrer la dent . . . .

Alsdann erläuterte Herr Géruzez mit dem ihm eigenen feinen und scharfen Verständniß, mit dem er noch die Autorität seines Wissens verband, die Schönheit dieser Dichtung und wagte zu sagen: „Das ist ein aufgehender Stern“.

Meine glückliche Begegnung mit Heine sollte keine nur vorübergehende sein. Ich erhielt von ihm folgenden Brief:

Madame,

„Ich beehre mich, Ihnen anbei mein Buch über Deutschland zu übersenden und lade Sie ein den sechsten Theil davon zu lesen; ich spreche darin von den Nixen, den Feuergeistern, den Gnomen und Elfen. Ich weiß wohl, daß meine Kenntnisse in Bezug auf diesen Gegenstand noch sehr unvollkommen sind, obgleich ich im Original die Werke des großen Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim gelesen habe.

Aber als ich mein Buch schrieb, hatte ich noch niemals solche Elementargeister gesehen; ich zweifelte auch durchaus nicht daran, daß sie etwas anderes seien als Erzeugnisse unserer Einbildung, daß sie nicht die Elemente bewohnen, sondern nur das Gehirn des Menschen . . . .; seit vorgestern jedoch glaube ich an ihr wirkliches Bestehen.

. . . Dieser Fuß, den ich vorgestern sah,

kann nur einem jener phantastischen Wesen angehören, von welchen ich in meinem Buche gesprochen habe; ist es aber der Fuß einer Nixe? — ich glaube er ist glatt wie die Welle und könnte wohl auf dem Wasser tanzen.

Oder sollte er einem Feuergeist angehören?

„Es ist nicht kalt", sagt Joseph Marteau*) zu Geneviève, als der Fuß des schönen Blumenmädchens seine Einbildung entflammt.

Vielleicht ist es der Fuß eines Gnomen? — er ist klein, niedlich, fein und zart genug dazu, — oder der Fuß einer Elfe? Die Dame ist in der That so luftig, so feenhaft. . . . Ist sie gut oder böse?

Ich weiß nichts hierüber; aber dieser Zweifel quält, beunruhigt, drückt mich. Es ist wahr, ich scherze nicht.

Sie sehen, gnädige Frau, ich verstehe noch nicht viel von dieser geheimen Kunst, ich bin kein

*) In dem bekannten Romane „André" von Georges Sand.

großer Zauberer; ich bin nur Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener

Den 22. April 1835.

Heinrich Heine.

Das Scherzhafte, welches das Ende dieses Briefes für mich enthielt, wo Heine durch einen Zweifel seine Unsicherheit über meine Güte ausdrückte, rührte daher, daß der erste Eindruck, welchen er auf mich gemacht hatte, gerade der war, jener kostbaren Eigenschaft zu entbehren, welche keineswegs die Schalkheit, die man als den Flittertand des Geistes betrachten kann, ausschließt. Dieser, durch seine Reden noch häufig angefachte Eindruck verhinderte mich während langer Zeit seine Freundschaft zu erwidern. Jedoch der durch seine Einbildungskraft ausgeübte Reiz und die Unterhaltung, welche sein Witz belebte, machten seine Gegenwart in einer kleinen Gesellschaft sehr angenehm; er regte an, glänzte; sein sprühender Geist wurde ein schätzbares Element; ich

bat ihn oft sich meinen Gästen anzuschließen; mit liebenswürdiger Genauigkeit kam er allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nach. Erwartete man ihn und er konnte nicht kommen, so ermangelte er nicht, sich bei Zeiten durch einige Zeilen zu entschuldigen. Um den Ton seines familiären Wesens zu kennzeichnen, wollen wir zwei auf's Geradewohl herausgegriffene Billets kopiren:

Madame,

Mit großem Vergnügen sehe ich, daß Sie darauf bestehen mich nicht zu vergessen. Ich danke Ihnen dafür; Sie wissen also nicht, daß ich seit langer Zeit todt bin?

Dies würde mich jedoch nicht hindern, heute bei Ihnen zu diniren, da meine sterbliche Hülle mich überlebt hat; aber ich leide in diesem Augenblick an einer posthumen, ziemlich langweiligen Migräne. Ich kann nicht kommen und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich dies sehr bedaure; Sie wissen was Migräne ist,

diese kleine Hölle, die man im Schädel trägt.

Ich werde einen dieser Tage Sie besuchen, gnädige Frau, um Ihnen persönlich zu danken. Einstweilen bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihren heiligen Schutz zu nehmen.

Montag Morgen.

Heinrich Heine.

Kleine Fee!

Als junger Unbesonnener, der ich bin, habe ich gestern vergessen, daß ich durchaus noch heute nach Montmorency zurückkehren muß; ich kann also nicht mit Ihnen diniren und werde Sie erst in Marly wiedersehen, wohin ich wahrscheinlich Samstag gehe. — Ich müßte wahrlich lügen, wenn ich sagte, daß das Vergnügen, welches ich beim Zusammentreffen mit Ihnen immer empfinde, nicht zu denjenigen gehörte,

die mir das Leben einigermaßen erträglich machen.

Mittwoch Morgen.

Ihr ganz ergebener

Heinrich Heine.

Das Landhaus zu Marly, der in diesem Billet bezeichnete Zusammenkunftsort, wurde von der Prinzessin Belgiojoso bewohnt, bei der wir uns oft trafen. Heinrich Heine bewunderte sehr ihre zugleich seltsame und klassische Schönheit, ihr lebhaftes und tiefes Verständniß, ihren leidenschaftlichen und pikanten Geist. Diese reiche, sich stark kontrastirende Natur beschäftigte den Beobachter. Leicht von ihrem Enthusiasmus hingerissen, war die Prinzessin scharfsichtig genug, öfters auf halbem Wege umzukehren. Der deutsche Dichter hatte einige Male gewagt, darüber zu scherzen, indem er die Ansichten der schönen Mailänderin als gehaltlos bezeichnete. Aber die ohne Schonung hingeworfene Antwort

heilte ihn sehr rasch von dieser Anwandlung. Für die Folge zog er vor mit denjenigen zu diskutiren oder sich herumzustreiten, welche der Zufall abwechselnd in die Gesellschaft der Prinzessin Belgiojoso führte, den Schriftstellern, Akademikern oder Philosophen. Zu Letzteren gehörte Victor Cousin, welchem Heinrich Heine damals sehr feindlich gesinnt war. Dies war ein falscher Gelehrter, behauptete er, welcher sich mit den Federn aller deutschen Philosophen schmückte. Unaufhörlich war er darauf bedacht, ihn dies fühlen zu lassen. Wenn Cousin, von der Unterhaltung hingerissen, anfing, seinen Gedanken zu systematisiren, so unterbrach ihn Heine: „Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen; das ist die Theorie Fichte's, die von Schelling später weitergeführt wurde," und er eröffnete dann den Wortstreit, als ob er sich persönlich an den Philosophen, den er bezeichnet hatte, wende. Eine oder zwei solcher unangenehmen Unterbrechungen machten die Begeiste-

rung Victor Cousin's verstummen; er zog sich zurück, weil er die bewundernde Zuhörerschaft, an die er gewöhnt war, diesem philosophischen Faustkampfe vorzog.

Der germanische Charakter des Dichters zeigte sich, wenn er erst Herr des Platzes war, in der Beharrlichkeit, die er bewies, seine Angriffe fortzusetzen. Sein Geist, der um des schneidigen, witzigen oder verschmitzten Zuges halber so oft mit Recht demjenigen Voltaire's verglichen wurde, besaß in der Unterhaltung nicht immer die ächt französische Leichtigkeit. Er verstand nicht ein Thema fallen zu lassen, sondern kam immer wieder darauf zurück. So zog er plötzlich, um seinen Angriff gegen Cousin wieder aufzunehmen, einen Vergleich mit Herrn Mignet, indem er den Plagiaten des Ersteren, die er in anziehender Form erzählte, die Ehrlichkeit, die gewissenhafte Rechtschaffenheit, das wahre Talent des Geschichtschreibers gegenüberstellte. „Dieser verschweigt nie die Quellen,

aus denen er geschöpft hat! Das lass' ich mir gefallen! Das ist ein Schriftsteller! wahr, ehrlich und zurückhaltend, eine schöne Seele!"

Nach diesem aufrichtigen Lobe drückte er sich wieder mit gewohnter scharfer Spöttelei aus:

„Ja, ich sage eine schöne Seele! eine Seele, die mit jener eigenartigen Schönheit ausgestattet ist, welche sogleich von den Frauen verstanden wird, weil sie sich in der Regelmäßigkeit der Gesichtszüge offenbart; sie springt sozusagen in die Augen, spricht alle Sprachen, bildet eine kosmopolitische Seele!"

Ein Opfer jedoch, an welchem Heinrich Heine seine Bosheit mit wahrer Lust ausübte, war der liebenswürdige Komponist Bellini, der wie er zur Zahl der Besucher gehörte, die auf dem Lande zuweilen die Gäste der Prinzessin Belgiojoso waren. — Blond, weiß, rosig und gutmüthig, mit kindlicher Sprache und kindlichen Manieren, konnte der damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende junge Meister, welcher von

den schönsten Frauen von Paris gefeiert und verehrt wurde, mit einem Wort der Held des Tages war, gleich der „Jeune Captive“ ausrufen:

Ma bienvenue au jour me rit dans tous
les yeux.

Daß ich gar wohl gelitten bin, strahlt mir
aus jedem Aug' entgegen.

Sein in solcher Behaglichkeit dahinfließendes Leben machte ihn für den Spott doppelt empfänglich. Zu seinem Unglück hatte er eines Tages eingestanden, daß er sehr abergläubisch sei. Nun befand sich aber unser deutscher Dichter, der, um seine schon schwachen Augen zu schonen, häufig eine Brille trug, gerade dadurch in der Lage, eine der hauptsächlichsten Bedingungen eines Jettatore zu erfüllen. Man mußte ihn sehen, wie er die eingestandene Schwäche des jungen Italieners ausnutzte, und die mephistophelischen Geberden, mit welchen er diesen kleinen Krieg begleitete; wenn sie auf

dem Lande des Morgens mit einander Billard spielten, machte der furchtsame Maëstro mit seiner frei gebliebenen Hand fortwährend Hörner, um den bösen Geist zu beschwören; Heine, der dies trotz Bellini's Vorsicht bemerkte, amüsirte sich über die Furcht, welche er einflößte, und seine Rolle weiterspielend, sagte er:

„Ja, ja, schleudern Sie die Kugel, karamboliren Sie, genießen Sie, leben Sie rasch, mein lieber Freund: Ihr großes Talent verdammt Sie dazu, jung, sehr jung zu sterben, wie Raphael, Mozart, Jesus . . ."

„Das ist entsetzlich! Sagen Sie keine Bosheiten," rief Bellini, „sprechen Sie nicht vom Tode. — Prinzessin! verbieten Sie es ihm."

Madame Belgiojoso kam vergeblich der Aufforderung nach; unter dem Vorwande der Erklärung setzte Heine seinen Angriff fort:

„Meine Besorgniß ist wahrscheinlich unbegründet. — Sie selbst, Prinzessin, glauben

Sie, daß ein neues Genie sich offenbart habe?"
Und als letzte Neckerei fügte er hinzu:

„Ich kenne übrigens keine Note von den Werken Ihres großen Landsmannes; Sie sehen also wohl, daß meine Drohung ganz unschuldig ist."

Dann wendete er sich zu Bellini:

„Hoffen wir, mein lieber Freund, daß der Ruf, den die schöne Welt Ihnen macht, übertrieben ist. Ihr Engelsgesicht beruhigt mich über Ihre Zukunft."

Dem Maëstro hatte jedoch dieser düstere Scherz keineswegs gefallen; er grollte Heine. Ich beschloß sie miteinander auszusöhnen und lud sie, wie auch die Prinzessin Belgiojoso und einige Freunde, zum Diner ein.

Am festgesetzten Tage war Bellini zur Essenszeit noch nicht erschienen. „Er fürchtet sich sicher vor dem Jettatore," sagten wir lachend. Die Thür geht auf, „das ist er!" ... Nein, statt seiner ein paar Zeilen, in welchen

der Komponist der „Puritaner“ sein aufrichtiges Bedauern darüber ausdrückt, zu krank zu sein um sich bei uns einfinden zu können.

„Das beunruhigt mich,“ sagte die Prinzessin; „der arme Bellini muß sehr krank sein, da er nicht kommt. Er freute sich so sehr auf dies Diner.“

Während ich das Billet nochmals durchlas, drückte auch ich mein Bedauern aus.

„Da sieht man die Frauen,“ sagte Heine; „sie beunruhigen sich über den von der Hand des Kranken auf mattgelbes, glacirtes Papier geschriebenen Gesundheitsbericht. Wollen Sie mir die Lektüre gestatten?“

„Nun, meiner Ansicht nach kann man nichts Beruhigenderes lesen: Buchstaben wie gedruckt, parfümirtes Papier; und nach dem Tone zu schließen, sollte man glauben, er habe sein Bedauern mit einem Zuckerrohr geschrieben . . . sollte es aber wirklich ein großer Komponist sein, der dieses Billet zu Stande gebracht hat?

Ich bin eher geneigt es für das Werk des jungen Werther zu halten, der sich frei zu machen sucht, um seiner Lotte Gesellschaft zu leisten."

Nach dieser Bemerkung brach er in schallendes Gelächter aus, denn seine eignen Witze belustigten ihn sehr.

Vier Tage später war Bellini todt, von einer Art Cholera hinweggerafft. Als wir diese Nachricht aus dem Munde eines unsrer Freunde vernahmen, sagte Heine lachend: „Ich hatte es ihm prophezeit!"

Mit Geckenhaftigkeit führte er seine Prophetenrolle durch.

Derartige Vorgänge hielten mich ihm fern; nur dem Schauspiel seiner Leiden, der heldenmüthigen Beständigkeit, mit welcher er dieselben ertrug, gelang es meine Freundschaft zu zwingen. Ich konnte auch bei dem Vergnügen, das ihm meine Gegenwart bereitete, nicht gleichgültig bleiben, während er, auf sein Schmerzensbett

ausgestreckt, sich weigerte die Mehrzahl der Besucher zu empfangen; mit der Zeit wurde ich sogar nachsichtiger, als ich bemerkte, daß er oft Bosheiten nur in der Absicht sagte, um sie zu sagen, und nicht in der Absicht, zu schaden.

Die ersten Lähmungsanfälle machten sich bei Heine zwei oder drei Jahre bevor er vollständig davon befallen war bemerkbar; er sprach scherzend von seinem Uebel; wie hätten wir es ernstlich nehmen können?

„Ich verliere das Augenlicht," sagte er, „und gleich der Nachtigall werde ich nur desto besser singen."

Ein ander Mal theilte er uns unter tausenderlei Späßen mit, daß der Gesichtsmuskel der rechten Seite von beklagenswerther Faulheit werde.

„Ach!" sagte er, „ich kann nur noch auf einer Seite essen, nur mit einem Auge weinen! Ich bin nur noch ein halber Mann. Die Liebe kann ich nicht mehr ganz ausdrücken, nur meine

linke Seite kann noch gefallen. O Frauen! werde ich in Zukunft auch nur Anspruch auf die Hälfte Eures Herzens haben?"

All' dies, in tragi-komischem Tone vorgetragen, machte uns glauben, daß es nur ein Thema sei, an welchem sich die Phantasie des Dichters übe. Jedoch die Zeit verfloß und bald konnten wir uns nicht verhehlen, daß das Augenlid sich auf das rechte Auge herabsenkte, und daß, ebenfalls auf derselben Seite, das Gesicht unbeweglich geworden war, was einen sonderbaren Kontrast mit dem lebhaften Ausdruck der linken Seite bildete. Durch dies doppelte Aussehen schien sein Gesicht den Einfluß eines zwischen Prosa und Poesie durchaus getheilten Geistes zu erdulden. Es war in der That so, und unaufhörlich lieferte er den Beweis davon. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, jedenfalls durch die Gegenwart des geistvollen Literaten Malitourne angeregt, sein Thema durch farbenreiche und poetische Bilder idealisirt hatte; leb-

haft interessirt hörten wir zu, als er plötzlich, ohne Uebergang, in der gewöhnlichsten Sprache mit grotesken Vergleichen fortfuhr.

Entrüstet rief ich aus:

„Wie kann man nur solche Feerien schaffen, um sie nachher wieder zu zerstören!“

„Meine liebe Freundin, Sauerkraut mit Ambrosia überschüttet, das ist mein Bild!“

Großes Gelächter folgte diesem gegen sich selbst gerichteten Witz, selbst Malitourne lachte mit.

„Gut,“ erwiderte ich, „wenn ich auch mit dem Dichter nicht gerade besonders stehe, so habe ich doch nichts gegen den Freund, und ich lade denselben ein, sich mit Herrn Malitourne zu verständigen, um sich zu einem ungeheuren Sauerkraut bei mir zu Tische einzufinden.“

„Oh weh! meine Gesundheit!“ stöhnte Heine; „Abends ausgehen und mich ankleiden geht augenblicklich über meine Kräfte.“

„Kommen Sie im Schlafrock!“

„Nein, gnädige Frau, Sie werden mich

niemals als Armenier kostümirt bei sich sehen, um mich wie J. J. Rousseau anstaunen zu lassen."

Bei diesen Worten erhob sich Malitourne, der purpurroth geworden war, wie von einer Feder emporgeschnellt von seinem Stuhl und sich zu dem Dichter wendend, sagte er mit schneidender Stimme:

„Mein Herr, nur diejenigen, welche an demselben Uebel wie Jean-Jacques leiden, haben das Recht über sein Betragen zu urtheilen; ich gehe sogar weiter: nur die von derselben Krankheit Befallenen sind würdig die „Bekenntnisse" zu lesen! . . ."

Tief bewegt setzte er sich wieder.

Welch' drolliges Gesicht machte Heine während dieses sonderbaren Ausbruchs: die Mundwinkel gesenkt, die Nase in der Luft, schaute er unter seiner blauen Brille weg.

Er erhob sich seinerseits:

„Das ist eine Ansicht, von der ich profi-

tiren will," sagte er, uns grüßend, „und sobald ich in Montmorency angekommen sein werde, gebe ich sofort meine Karte in der „Eremitage"*) ab."

Einige Jahre später brachte der Tod Malitourne's uns die Erklärung dieser seltsamen Anekdote. Er war in der That von derselben Krankheit wie Rousseau befallen; heftige Schmerzen verwirrten seinen Geist und führten allerlei Wunderlichkeiten herbei, sodaß er seine Tage in einem Irrenhause beschließen mußte.

Die Spuren der Lähmung zeigten sich bei Heine, wie ich es bereits gesagt habe, bei jeder Begegnung deutlicher. Es war unmöglich, sich über die Zukunft, die ihm drohte, noch Illusionen zu machen. Ihn verheirathet zu wissen war mir damals ein beruhigender Gedanke, obgleich diese Ehe der Umstände wegen, unter welchen

---

*) Jean-Jacques Rousseau's Wohnhaus in Montmorency bei Paris.

sie geschlossen worden war, sehr eigenthümlich erschien.

Im Jahre 1835 oder 1836 enthüllte ein Liebeskummer den Freunden des Dichters seine Zuneigung zu einer jungen, hübschen Arbeiterin, Juliette Mirat, seine spätere Frau und seine Verbindung mit derselben, sowie den Bruch dieses Verhältnisses in Folge eines heftigen Anfalls von Eifersucht. Er sprach mit Jedermann darüber, anstatt nach der Weise der Alten seinen Kummer den Bäumen und stummen Felsen anzuvertrauen. Wenn er uns seine Klagen vortrug, so stellten wir uns verwundert darüber, wie ernst er die Sache nähme und erinnerten ihn an seine eigenen Worte: „Der Schmetterling fragt die Blume nicht: Hat dich schon ein anderer Schmetterling geküßt? und diese fragt ihn nicht: Hast du schon eine andere Blume umflattert?"

Jedoch da er nicht vor Leid sterben wollte, sondern vollständig zu genesen wünschte, so

bemühte er sich eifrig, anderwärts gefesselt zu werden. Konnte er gefallen, wenn er unaufhörlich an die dachte, welche er beweinte, an „seine Kleine"? Das brachte ihn zum Schweigen. Da er sich aber weder entwöhnen noch trösten konnte, so endigte diese Liebeskrisis damit, daß sie sich nach mehreren Monaten der Trennung wieder aussöhnten. Wer von beiden hatte verziehen? — Zu dieser Zeit erfuhr ich, daß er das junge Mädchen in ein Pensionat gethan hatte. Dieser Erziehungsversuch schien mir darauf hinzudeuten, daß er mit Heirathsgedanken umging; es überraschte mich deshalb auch nicht sehr, als er mir später die vollendete Thatsache mittheilte, welche er als eine Gewissensfrage bezeichnete; am Vorabend eines Pistolenduells hatte er es als rechtschaffener Mann für seine Pflicht gehalten, die Zukunft „seiner Kleinen" sicherzustellen. Das Duell wurde deshalb bis nach der Heirath verschoben. All' das trug er mit

einer gewissen Verlegenheit vor, die sehr mit seiner gewohnten Ungezwungenheit kontrastirte. Aber welchen Mann brächte es nicht in Verlegenheit, anzeigen zu müssen, daß er seine Freiheit verpfändet habe? Ich stellte keinerlei Fragen, bezeugte gar kein Erstaunen, sondern bat ihn lachend um die Erlaubniß, dies Ereigniß Rossini mittheilen zu dürfen, welchen es außerordentlich glücklich machen würde.

„Und weshalb?“ erkundigte sich Heine mit besorgter Miene.

„Aus Kastengeist wahrscheinlich,“ antwortete ich, „er findet Gefallen daran, berühmte Kollegen gleich ihm verheirathet zu wissen. Als er mich vor einigen Tagen von Madame Berryer sprechen hörte, frug er ganz erstaunt: „Was! ist mein Freund Berryer denn verheirathet?“ — „Ja, ja,“ sagte ich, „seit einer Reihe von Jahren und mit einer sehr hübschen Frau!“ Darnach rief der große Maëstro freudetrunken aus: „Welches Glück! zu wissen, daß auch er eine

legitime Frau besitzt, eine legitime Frau! Gerade wie ich! Dies Bewußtsein giebt mir ebensoviel Befriedigung, wie die Aussicht auf ein vorzügliches Makaroniegericht!“

„Nun,“ fing Heine tapfer wieder an, „so wollen wir denn sein Glück vermehren und ihm zu wissen thun, daß ich wie er von jetzt ab allen Unbilden der Ehe ausgesetzt sein werde, und während ich die Sache dichterisch ausschmücke, soll er sie in Musik setzen. Auch wisse er, daß mit der Pistole auf der Brust mein Glück sich entschieden hat.“

Er kam alsdann auf dieses Duell zurück, in welchem ein Deutscher sein Gegner war. Er machte eine reizende Beschreibung von der Umgebung des Stelldicheins, wo der Kampf statt gehabt hatte, und von seiner seltsamen Bewegung.

„Der Himmel war so klar, so blau! Alle Aepfelbäume standen in Blüthe! Rings um mich stiegen Felddüfte auf, die meine Lebenskraft

verhundertfältigten; ich rief Flora und Pomona an. Im Angesicht des Todes ist mir all' mein Heidenthum in's Herz zurückgekehrt. Gott hat ohne Zweifel nicht gewollt, daß ich in dem Augenblicke von einer Kugel getroffen würde, wo mir nur die schönen Dinge dieser Welt im Kopfe herumgingen . . . die, welche nur zu den Sinnen sprechen."

Ach! armer Dichter! der Augenblick naht, wo du nur mehr im Traume diese Herrlichkeiten der Natur wiedersehen wirst, von welchen dein Genius sich so lebhaft angeregt fühlte.

Ein Jahr war verflossen, während dessen ich, von Familiensorgen in Anspruch genommen, alles andere Interesse aus den Augen verloren hatte. Als ich wieder einigermaßen freie Zeit gewonnen, gab ich Heinrich Heine ein Lebenszeichen von mir unter einer Form, die ihn wirklich rühren konnte, indem ich nämlich auch seiner Frau, seiner Juliette gedachte. Folgende Antwort richtete er an mich:

13. April 1847.

Herzlichen Dank, gnädige Frau, für Ihre letzten Briefe und das andere Zuckerwerk. Juliette hat, wie Sie es voraussahen, fast alles aufgeknabbert. Wie liebenswürdig sind Sie doch!

Ich habe einen schrecklichen Winter verlebt und bin erstaunt nicht erlegen zu sein. Es bleibt dies für ein anderes Mal.

Ich bin entzückt über das, was Sie mir über Ihre Frau Tochter mittheilen; sie ist jung und kann genesen. Bald werde ich Sie besuchen und ich bin gespannt darauf, Madame de Grignan als Rekonvaleszentin zu sehen. Sie muß sehr schmal geworden sein und die Magerkeit verleiht ihr ohne Zweifel einen ganz neuen Reiz. Eigentlich verbirgt das Fleisch die Schönheit, welche sich in ihrer ganzen idealen Pracht erst dann enthüllt, wenn eine Krankheit den Körper belebt hat. Was mich betrifft, so bin ich gegenwärtig bis zum Skelet abgemagert. Die schönen Frauen sehen weg, wenn ich durch

die Straßen gehe; meine geschlossenen Augen (das rechte ist nur noch zum achten Theil offen), meine hohlen Wangen, mein langer Bart, mein unsicherer Gang, all' das verleiht mir das Aussehen eines Sterbenden und steht mir vortrefflich! Ich versichere Sie, daß ich als Todtkranker gegenwärtig großen Beifall finde. Ich nähre mich von Herzen, nur kann ich sie leider nicht verdauen. Jetzt bin ich ein sehr gefährlicher Mann und Sie werden sehen, wie die Marquise Christine Trivulzi sich in mich verlieben wird; ich bin jetzt gerade der traurige Knochen, wie sie ihn gern hat.

Leben Sie wohl, Allerbeste und Schönste! Gott möge Sie bewahren, so schön zu werden wie ich es bin. Ich empfehle Sie seinem heiligen Schutze.

Heinrich Heine.

Diese Anspielung auf die Marquise Trivulzi*) und das Mittel ihr zu gefallen, war eine kleine

*) Familienname der Prinzessin Belgiojoso.

Rache für die Spöttereien, mit denen sie Heine's Klagen in Betreff „seiner Kleinen", oder seine Behauptung, daß seine platonische Bewunderung der Prinzessin in Liebe übergegangen sei, aufzunehmen pflegte. Nicht ohne eine gewisse Eifersucht bemerkte er das lebhafte Interesse, welches das Ansehen physischer Leiden und unter anderen das Unglück des berühmten blinden Augustin Thierry, als er Wittwer geworden war, in diesem weiblichen Herzen erweckte. Sie zog ihn in ihre Nähe und nahm an seinen historischen Arbeiten mit aufopfernder Freundschaft Antheil. Heine schätzte später sehr diese freundschaftliche Mildthätigkeit und oft seufzte er darüber, dieselbe während des langen Aufenthalts der Prinzessin Belgiojoso im Orient entbehren zu müssen.

Bevor ich fortfahre, will ich eine unter dem unmittelbaren Eindruck eines Besuchs, den mir der kranke Dichter am 26. November 1847 machte, geschriebene Notiz kopiren:

„Heinrich Heine ist gekommen, mich zu sehen . . . mich sehen? Ach! die gelähmten Augenlider halten seine Augen geschlossen. Das Uebel scheint sich zu verschlimmern. Sein armer Körper besitzt nur mehr den Athem, der Geist aber all' seine Rüstigkeit.

„Er erzählte mir von seiner Mutter, welche in Hamburg wohnt. Er schreibt ihr alle Tage um sie zu trösten, obgleich ihm diese Arbeit seiner Augen wegen sehr mühsam wird. Die deutschen Zeitungen berichteten über die traurige Krankheit, von der er befallen ist. Deshalb hat Heinrich Heine ausgesonnen, seine alte Mutter glauben zu machen, daß wenn man ihn für sterbend ausgäbe, dies eine sinnreiche, von seinem Verleger erdachte Spekulation sei.

„So standhaft ich sonst bin," fügte er hinzu, „so wurde ich doch gestern beim Empfang eines Briefes meiner Mutter von Rührung ergriffen; sie schrieb mir, daß sie jeden Tag aus Herzens-

grund Gott dafür dankt, daß er ihrem lieben Sohne die Gesundheit erhält. . . . Und Gott nimmt dies ohne Gewissensbisse an! Ach! das ist ein recht barbarischer Gott, wie die Egypter sich ihn vorstellten. Eine Gottheit Griechenlands würde einen Dichter nicht so behandeln, sondern ihn mit dem Donner erschlagen! Aber ihn so elend Glied um Glied sterben zu lassen . . . .“

Was für Gedanken diese Worte wecken! Ein langes Schweigen folgte denselben, bis, mit lauter Stimme seine Gedanken fortsetzend, Heine wieder anfing:

„Dieses egyptische Volk kannte weder die Künste, noch sorgte sich darum . . . Um aufrichtig zu sein, muß ich jedoch bekennen, daß inmitten dieses körperlichen Elends und der Einsamkeit ich dennoch weniger als mancher Andere zu beklagen bin. Ich fühle, ich will nicht sagen meinen Werth, aber mein Wesen,

mein Sein, und ich gehe aus mir selbst heraus."

„Nun," fragte ich, „da diese Trennung von Körper und Geist bei Ihnen mit jedem Tage fühlbarer wird, wie denken Sie alsdann über die Unsterblichkeit oder das Nichts?"

Lange zögerte Heine und schien eine große Ungewißheit zu bekunden. Dann antwortete er seufzend:

„Il y a pourtant un coin divin dans l'homme!"

„Und dennoch trägt der Mensch einen Keim des Göttlichen in sich."

Anfangs Januar 1848 besuchte mich Heinrich Heine zum letzten Male. Vom Wagen bis zu meiner Wohnung im zweiten Stock hatte er sich auf dem Rücken seines Dieners tragen lassen. Als er nach dieser Anstrengung kaum auf einem Sopha im Salon niedergesetzt war, befiel ihn eine jener furchtbaren Krisen, die sich bis zu seinem Ende wiederholten: es

waren Krämpfe, die vom Gehirn ausgingen und sich bis zur äußersten Fußspitze hinzogen. Dieser entsetzliche Schmerz konnte nur durch Morphiumaufschläge gelindert werden. Man bestreute damit Brennkegel, welche stets rasch auf einander folgend längs des Rückgrats aufgelegt wurden; später erfuhr ich von ihm, daß er dahin gelangt war, bis für 500 Franken jährlich von diesem lindernden Gift zu verbrauchen.

Während des Anfalls, dessen unfreiwilliger Zeuge ich war, ergriff mich ein heftiges Zittern und die lebhafteste Theilnahme, ihn so leiden zu sehen. Ich konnte nicht umhin, zu mir selbst zu sagen: „Welche Idee, welche Thorheit, sich in solchem Zustande herbringen zu lassen.“ Sobald er ruhiger zu werden schien, bat ich ihn, seine Ausgänge zu unterlassen, bis eine verständige Behandlung seinen Zustand gebessert habe.

„Meine Krankheit ist unheilbar,“ antwortete

er. „Ich werde mich niederlegen und nicht wieder aufstehen. Ich bin deshalb hier, liebe Freundin, um Ihnen das feierliche Versprechen abzunehmen, mich zu besuchen und mich nie zu verlassen. Wenn Sie nicht schwören, lasse ich mich zurückbringen und verursache Ihnen noch einmal die soeben ausgestandene Angst!“

Alsdann begann Heinrich Heine, welcher vollständig zu sich gekommen war, ein kläg-liches und komisches Gemälde von der Ver-legenheit zu entwerfen, in der ich mich befunden hätte, wenn er auf meinem Sopha gestorben wäre; die Leute hätten sogleich die Liebe mit dem Ereigniß in Verbindung gebracht. „Von welch' reizendem Roman wäre ich der Held geworden!“ sagte er.

„Schreibt mir eine Novelle hierüber, würde Buloz*) einem seiner Lieutenants befohlen haben.“ Er hielt inne: . . . „Nein, um

*) Der Herausgeber und Verleger der „Revue des deux Mondes“.

mir Ehre zu erweisen, würde er einen Kapitän damit beauftragt haben."

Tausend Thorheiten folgten noch, ohne daß er jedoch das Versprechen, welches er mir abringen wollte, aus den Augen verloren hätte. Da es mir sehr darum zu thun war, ihn zu Hause zu wissen, so verstand ich mich zum Scherze. Kaum hatte ich das gewünschte Versprechen gegeben, als er von neuem zu spaßen anfing. Er besaß Gewandtheit darin, aus einem traurigen Vorfall Nutzen zu ziehen, ebenso in der Art, mit der er sich das „Recht des Todtkranken" (droit de moribondage, Lieblingsausdruck Heine's) zulegte. In der That erhob er sich von diesem Tage an nicht mehr und immer folgte ich seinem Rufe. Hatte er denn errathen, daß ich Sklavin meines Versprechens sein würde? Ich empfand tiefes Mitleid Angesichts der resignirten Geduld, mit der er seine Blindheit ertrug und der schrecklichen, durch die Lähmung hervorgerufenen

Leiden. Weder das dichterische Genie, noch der erstaunliche Geist Heinrich Heine's ließen ahnen, daß er den Heldenmuth des Märtyrers besitze. Die Prüfung machte für mich einen neuen Menschen aus ihm. Sehen wir nicht die Landschaft ihr Aussehen verwandeln, je nachdem das Licht auf sie fällt? Es ist also natürlich, daß die Menschen uns auch anders erscheinen, je nachdem unsere Gedanken sich mit ihnen beschäftigen. Erst die Krankheit, welche ihn 8 Jahre lang an das Lager gefesselt hat, enthüllte uns seine wunderbare Seelenstärke.

Einige Monate nach der Revolution von 1848 willigte der arme Kranke, den Bitten seiner Frau nachgebend, ein, sich nach Passy transportiren zu lassen. Man wollte es mit einem Luftwechsel versuchen. Von dort erhielt ich folgendes Billet, dessen unsichere Handschrift auf den ersten Blick die Verheerungen der Krankheit erkennen ließ.

Paris, 16. Juni 1848.

Bürgerin,

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazieren gehen, so bitte ich Sie, einige Augenblicke in Passy, 64 grande rue, anzuhalten, wo hinten im Garten ein armer deutscher Dichter wohnt, der jetzt vollständig gelähmt ist. Meine Beine sind ganz unbrauchbar geworden und man trägt und nährt mich wie ein Kind.

Gruß und Brüderlichkeit!

Heinrich Heine.

Nach den schrecklichen Junitagen machte ich den erbetenen Besuch und fand den Dichter auf zwei am Boden liegenden Matratzen ruhen. Dies System wurde hinfort von ihm adoptirt. Sorgfältige Reinlichkeit zeugte stets von der Pflege, mit der ihn seine Frau umgab. In Passy war er vor einer offenen Flügelthüre installirt. Aus dem mit Blumen

gefüllten Garten drangen die Düfte zu ihm. Die jüngsten Ereignisse lieferten reichen Stoff zu unserer Plauderei. Auf Neuigkeiten war er sehr begierig und wir sprachen von allem, nur nicht von ihm. Wozu auch? man brauchte ihn nur anzusehen. Ich hatte nicht den Muth, ihm zu gestehen, daß ich Paris für einige Zeit verlassen würde; ich wartete damit bis zum Tage meiner Abreise, an welchem ich ihm Bericht erstattete über die erfolglosen Schritte, die ich für ihn beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten gethan hatte (diese Schritte hatten die Wiederbewilligung der Pension zum Zweck, welche Heine bekanntlich von 1836 bis 1848 bezogen) und zugleich brieflich von ihm Abschied nahm.

Seiner jungen, lebhaften, kinderlosen Frau, welche das Vergnügen wie eine Pariserin liebte, deren Geist, wie dies ihre Erziehung mit sich brachte, stets müßig war, wurde es schwer, das Leben, welches sie führte, zu ertragen und

man kann ihr Verhalten in ihren Beziehungen zu Heinrich Heine als Gemahl und Kranker nur loben. An seinem Arm spazieren gehen, sich mit ihm in der Oeffentlichkeit zeigen, waren Genüsse der Eitelkeit, deren sie sich selten erfreut hatte. Vor seiner Sequestration schleppte sie ihn in die Concerte mit, welche in den Sälen von Herz oder Erard gegeben wurden. Es war dies für sie eine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden; mehrmals sind wir dem Ehepaar bei solchen parties fines begegnet, was Heine in drollige Verlegenheit brachte: er wollte sich wie ein Junggeselle benehmen, dennoch aber seine Frau nicht verlassen. Kam nun noch die Reizbarkeit, welche die Musik bei ihm verursachte, hinzu, so hatte er wahrhaft das Aussehen eines Teufels im Weihkessel. Er behauptete, nur die klassische Musik zu lieben. Was er darunter verstand, ist schwer zu sagen, da er weder die große, noch die italienische Oper, noch das Conser=

vatorium besuchte. Vielleicht fand er nur Gefallen an den Symphonien, die er im Traume hörte.

Liebte er die Malerei in größerem Maße? Ich glaube, es bejahen zu können. Sein Geist fand in dieser Kunst reiche Nahrung. Durch seine Phantasie konnte er sogar nachhelfen, wenn er ein Gemälde auf das Gefühl hin abschätzte und dieses manchmal darin fehlte. Die Meisterwerke machten auf ihn einen sinnlichen Eindruck, was seine Vorliebe für Statuen erklärt. Wenn dann die Einbildungskraft unter der sinnlichen Empfindung vibrirte, erwachten alle seine poetischen Fähigkeiten und deckten wahre Schätze von Vergleichen, Aehnlichkeiten und Analogien auf. Man muß ihn seinen letzten Besuch bei „Venus“, wie er sich auszudrücken pflegte, erzählen gehört haben, um den mächtigen Zauber zu kennen, den eine schöne Marmorstatue auf den Dichter ausübte. Im Frühjahre 1848 hatte sich der Zustand

des Dichters unter der Behandlung des Doktors Gruby gebessert; er hatte den Geschmack wiedergewonnen, konnte sich wieder seiner Hände bedienen; ein Augenlid blieb halb geöffnet, einige Hoffnung schien gerechtfertigt. Heine wollte seine Kräfte versuchen, etwas Luft schöpfen, um sich auszuruhen; er trat in's Erdgeschoß des Louvre ein, in eine Galerie, wo die Statuen aufgestellt sind; — er setzte sich der Venus von Milo gegenüber. Hier in der Dämmerung, unter dem Einfluß dieses göttlichen Lächelns, dieser plastischen Schönheit, welche von da ab für ihn nur mehr in der Erinnerung leben sollte, fiel er in einen verzückten Zustand. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft boten sich alsdann zu gleicher Zeit seinem Geiste dar und verschmolzen zu einer bitteren Verzweiflung.

„Ach! weshalb bin ich nicht dortselbst in jenem Augenblick gestorben!“ rief er aus. „Das wäre ein poetischer, heidnischer, prächtiger

Tod gewesen, und den ich verdiente. Ja, in dieser Bangigkeit hätte mein Lebenslicht erlöschen müssen."

Nach kurzem Schweigen fuhr er in spottendem Tone fort: „Aber die Göttin hat mir nicht die Arme entgegengestreckt! Sie kennen ihr Schicksal? Wie meine Menschheit, so ist auch ihre Gottheit auf die Hälfte reduzirt. Und allen mathematischen und algebraischen Regeln zum Trotze können unsere zwei Hälften kein Ganzes machen."

Es war ein wirkliches Vergnügen, Heinrich Heine eine Landschaft schildern zu hören. Er war Meister hierin. Das Schauspiel der Natur berauschte ihn und in welchem Gewande ihm auch die Gewässer, der Himmel und das Grün erschienen waren, alles prägte sich seinem Gedächtnisse deutlich ein.

Blasse Frauen mit regelmäßigen Zügen, von etwas gespenstischer Schönheit, interessirten ihn ganz besonders; auch räthselhafte, sphynx=

ähnliche Gesichter zogen ihn an. In dieser Art gab es eine Berühmtheit, Königin Pomarée benannt, von welcher man eine Zeit lang viel sprach. Die Begeisterung Heinrich Heine's für ihre Person war unversiegbar, aber solche Liebschaften waren ihm Bedürfniß.

Die Leidenschaft, die ihn getödtet hat, wurde von jenem Mädchen, das seine Frau geworden, eingeflößt; sie hatte ein rundes, volles Gesicht, große schwarze Augen, reiches Haar, schöne weiße Zähne in lachendem Munde, üppige Formen, sie war in einem Wort der vollendete Typus der Pariser Arbeiterin; auch hatte sie Hände von aristokratischer Feinheit. Der Ton ihrer Stimme war für Heine ein immerwährender Zauber, unaufhörlich spielte er darauf an; oftmals hat er mir versichert, daß in seinem langen Todeskampfe diese Stimme seine Seele in dem Augenblick festgehalten habe, wo dieselbe sich schon zum Flug in's Unbekannte anschickte.

Wenn ich genau darauf achtete, schien es mir, als ob diese Grasmückenstimme sich mit tiefer Verachtung der Mittelstraße stets in den höchsten Tonlagen bewege; ohne Zweifel war sie sich so ihrer Wirkung bewußt; und als der Zufall ihre Stimme vom Vorzimmer bis zu uns bringen ließ, hätte man den Kranken sehen müssen, wie er plötzlich zu sprechen inne hielt .... dann verfolgte er den Ton, so lange derselbe vernehmbar war, mit selbstgefälligem Lächeln.

Obgleich zurückgezogen und nur seiner Erinnerung lebend, war doch nichts leichter mit Heine als die Unterhaltung zu beleben. Alles was er geschrieben hatte, sei es in Poesie, sei es in Prosa, bildete in seinem Gedächtniß eine Galerie lebender Bilder. Wenn wir auf eine jener Erinnerungen zu sprechen kamen, so nahm er den Gegenstand unter beschreibender Form wieder auf, gerade wie wenn die Wirklichkeit vor seinen Augen stünde und fügte

noch Erörterungen und Einzelheiten hinzu, die der Nothwendigkeit, welche die Kunst auferlegt, geopfert worden waren. Kurz, man stelle sich ein Gedächtniß vor, welchem jeder Blitz, den ihm sein Geist seit seiner Geburt geliefert hatte, gegenwärtig war.

Die fleißige Lektüre von Beschreibungen großer Reisen war für Heine eine Art, seinem gezwungenen Gefängnisse zu entschlüpfen. Es waren keineswegs die wissenschaftlichen Entdeckungen, die ihn anzogen, sondern die Eigenart der Sitten, die Menschen, die fremden Thiere und die religiösen Gebräuche. Als weitere Erholung ließ er sich sämmtliche Romane von Alexander Dumas vorlesen.

„Dieser Mulatte amüsirt mich," rief er in freudigem Tone; „er ist erstaunlich! seine Einbildungskraft ruht die meine aus."

Nachdem man etwa zwanzig Jahre lang die Werke Heinrich Heine's mit Stillschweigen übergangen hatte, waren die Schriftsteller,

welche ihn anführten, wohl gezwungen, ihn zu nennen. Seine „Reisebilder", die übersetzt und veröffentlicht waren, Artikel von ihm, welche in der „Revue des deux Mondes" erschienen, hatten nach und nach das französische Publikum mit seinen in Deutschland so sehr geschätzten Werken familiarisirt. Er war lüstern darnach, seinem Namen oder irgend einem Hinweis auf seine Werke zu begegnen. Ich verfehlte nie ihn zu benachrichtigen, wenn etwas derartiges zu meiner Kenntniß gelangte; oft hatte ich Gelegenheit, ihm Théophile Gautier zu nennen, der von den Werken uud dem Geiste des berühmten Schriftstellers wahrhaft eingenommen war.

„Ja, Théo ist ein guter Junge," sagte Heine, „ich glaube, er hegt auch Freundschaft für mich." Dann setzte er nach einer Pause hinzu: „Bei diesem da kann ich ruhig sein; er verdirbt wenigstens nicht, was er anrührt; wenn er meine Werke hätte übersetzen können!"

„Aber Sie haben ja Gérard de Nerval!"

„Ich habe ihn, ich habe ihn .... das ist recht schön, wenn ich ihn habe. Aber man kann ihn gar nicht mehr finden, denn denken Sie, liebe Freundin (hierbei erhob er den Kopf ein wenig vom Kissen), bedenken Sie, daß er bei mir noch angekreidet ist!" (Erschöpft ließ er den Kopf zurückfallen.)

„Sie können nicht verlangen, mein armer Heine, daß ein Mann, der keine Wohnung hat, eine Geldtasche besitze?"

„O! kleine Fee, warum verstehen Sie auch nicht deutsch! durch Sie würde ich meine Verse alsbald nach deren Entstehen in Sicherheit bringen lassen; da hingegen muß ich sie jetzt, nachdem ich dieselben von der Nacht zum Tage in meinem Schädel bewahrt habe, diktiren und wem? — Sie errathen die Gefahr!" Dieser Gedanke wurde von einem Gestöhn begleitet, während der körperliche Schmerz niemals die Macht hatte, ihm ein solches zu entreißen.

Ohnehin sehr mißtrauisch, war er es in Betreff seines Sekretärs in verstärktem Maße. Dieser Mann konnte die Verse kopiren, sie nach Deutschland schicken und sie verkaufen .... Manchmal entschloß er sich, einen Sekretär mit beschränktem Verstande zu wählen, in der Hoffnung, dieser werde den Werth der Diktate nicht verstehen; fortwährende Schnitzer zwangen ihn aber bald von diesem System abzusehen. Unter den Bewerbern wies er jeden deutschen Juden entschieden zurück, weil ihm diese Rasse ganz besonders abschreckend schien. Eines Tages, als er gerade keinen Sekretär besaß, fand ich ihn ganz niedergeschlagen darüber, daß er sich nicht einmal eine Zeitung vorlesen lassen könne.

„Könnten Sie nicht," frug ich ganz natürlich, „diesen kleinen Dienst von Ihrer Frau verlangen?"

„Nein, sie kann nur die ausgewählten Briefe von Madame de Sévigné lesen, und das ist nichts für mich."

Man sieht hier, wie ihn der Humor zuweilen dazu trieb, das, was er am meisten auf der Welt liebte, zu verspotten.

Unfreiwillig lieferte ich ihm die Gelegenheit, diesem unwiderstehlichen Triebe zu genügen. Die Gräfin Kalergis, Nichte des Grafen von Nesselrode, eine unter der Republik von 1848 und in den ersten Jahren des Kaiserreichs sehr gefeierte russische Schönheit, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, alle Berühmtheiten kennen zu lernen. Sie besaß eine vielseitige Bildung und wünschte eifrig, da sie die Werke Heinrich Heine's im Original selbst las, deren Verfasser zu kennen. Sie bat mich, ihr dazu zu verhelfen. Vergebens stellte ich ihr den Widerwillen des berühmten Kranken vor, eine unbekannte, d. h. eine neue Persönlichkeit vorzulassen. Wenn es durchreisenden Deutschen gelungen war, bis zu ihm zu bringen, so hörte er mit Klagen nicht auf; nur sehr selten machte er eine Ausnahme, worunter ich Fanny Lewald,

deren Besuch ihm große Freude machte, nennen will.

Durch inständiges Bitten erreicht man aber viel, wie dies die Gräfin Kalergis bewies. Ich gab nach und leitete die Unterhandlung ein, welche schwer zu beendigen war. Mit der Vorlesung der Verse Théophile Gautier's, der unter dem Titel „Symphonie in Weiß-Dur“ die blendende Hautfarbe dieser nordischen Schönheit besang, versuchte ich die Neugierde des Dichters zu reizen; Heine hörte mir zu, schnitt Grimassen, und nur des Krieges müde, willigte er ein. Und als er eines der gelähmten Augenlider emporhob, konnte er flüchtig während einer Sekunde einen grell beleuchteten Gegenstand sehen.

„Ich werde mich bemühen,“ sagte er, „die Herrlichkeiten, die Sie mir rühmen, wahrzunehmen.“

Die Vorstellung fand statt. Die Gräfin, von Natur sehr liebenswürdig und anmuthig,

war es an diesem Tage in höherem Grade. Man trennte sich anscheinend sehr befriedigt. Die Gunst eines zweiten Besuches wurde erbeten und gewährt. Ich weigerte mich, bei demselben gegenwärtig zu sein, beschloß aber den folgenden Tag hinzugehen, um den endgültigen Eindruck, welchen diese Schönheit auf den Dichter gemacht hatte, kennen zu lernen.

„Nun, sind Sie mir dankbar?“ frug ich, eintretend, „sind Sie entzückt?“

„Das ist ja keine Frau, liebe Freundin, die Sie mir zugeführt haben; das ist ein Monument, eine Kathedrale des Gottes Amor!“

Dies Wort war kaum gesprochen, als ich ahnte, was dahinter steckte. Nach einer Weile konnte er dem Drange, mir ganz kürzlich entstandene und unter dem Titel „der weiße Elephant“ in sein Gedächtniß gegrabene Verse zu rezitiren, nicht widerstehen. In pittoresker Weise und mit leutseliger Heiterkeit übersetzte er sie mir. Ich kämpfte muthig, um

einige Milderung der herben Anspielungen zu erlangen; aber stets war es das Beste, dessen Unterdrückung ich verlangte. Nichts vermochte ihn zurückzuhalten, diese Verse sogleich nach Deutschland zu schicken, damit sie noch in den Romancero, der damals gedruckt wurde, eingeschaltet würden, ein Band, welchen er sich beeilte sofort der Gräfin Kalergis zu überschicken.

Er behauptete, daß dieses Vorgehen sie von ihm fernhalten würde. In Deutschland war die Anspielung allerdings fast ohne Bedeutung; als er jedoch die von ihm selbst gemachte Uebersetzung dieser Verse in der „Revue des deux Mondes“ erscheinen ließ, wendete er sich damit gerade an die Gesellschaft, in welcher Frau von Kalergis verkehrte. Ich stellte ihm diese Unschicklichkeit vor, muß aber gestehen, daß er nur geringe Aenderungen an der Uebersetzung machte.

„Warum liebt diese Frau die merkwürdigen

Thiere? Ich will ihr den Gefallen daran vertreiben," antwortete er hartnäckig. „Sind denn die Verse übrigens nicht lobend?"

Und um dies zu beweisen, machte er noch Zusätze dazu, wodurch er spottend das Großartige daran erhöhte.

Auch die Cousine der schönen Fremden, die Baronin von S . . . (Fräulein von Nesselrode) bat um die Gunst, Heinrich Heine besuchen zu dürfen. Ihr gegenüber war er sehr liebenswürdig, er fand sie sympathisch und glaubte an die Aufrichtigkeit ihrer Rührung beim Anblick des „elenden Dichters".

Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich Nachrichten von dem Kranken vor, welche nicht von seiner Hand geschrieben, sondern diktirt waren. Nur die Unterschrift war von ihm. Der Inhalt des Briefes giebt einen Bericht über seine Gesundheit:

Passy, den 19. September 1848.

Kleine Fee!

(Unter diesem Namen, den Ihnen meine Frau gegeben hat, sind Sie bei uns bekannt), ich muß Ihnen noch danken für den ersten liebenswürdigen Brief, welchen Sie mir, kurz bevor Sie in den Wagen stiegen, um sich nach den roches oder zu Madame de Grignan zu begeben, geschrieben haben. Diesen Morgen erhielt ich Ihren zweiten Brief, dessen herzlicher und theilnehmender Ton mir sehr wohl thut, obgleich die Nachricht, welche Sie mir geben, keineswegs erfreulich ist. Ich bin, um die Wahrheit zu sagen, solchermaßen durch körperliche Schmerzen betäubt, daß diese schlechte Nachricht, der Mißerfolg auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, mir nicht viel macht: es ist ein Nadelstich für einen Mann, der sich auf dem brennenden Kohlenbecken der Folterkammer des Inquisitionsgerichts befindet.

Ich danke Ihnen einstweilen für den Eifer, den Sie in dieser Angelegenheit gezeigt haben und bitte Sie, auch Ihrem Herrn Bruder meinen aufrichtigen Dank zu übermitteln.

Ich schreibe Ihnen heute, um Ihnen mitzutheilen, daß Sie mich morgen nicht mehr in der Villa Dolorosa zu Passy finden werden; ich verlasse dieselbe um nach Paris, rue de Berlin 9 (Ecke der rue d'Amsterdam) zurückzukehren; dort werde ich jedoch nur so lange bleiben, bis meine Frau eine für meinen Gesundheitszustand passendere Wohnung gefunden hat. Seit ich die Befriedigung hatte, Sie zu sehen, hat sich mein Leiden verschlimmert, und beunruhigende Symptome veranlassen mich, nach Paris zurückzukehren.

Ich will nicht in Passy beerdigt werden; der Friedhof muß dort sehr langweilig sein. Ich will mich wieder demjenigen von „Montmartre" nähern, den ich mir seit langer Zeit zur letzten Ruhestätte erwählt habe. Meine

Krämpfe haben nicht aufgehört, sondern sich im Gegentheil bis über das ganze Rückgrat erstreckt und ziehen bis zum Kopfe hinauf, wo sie vielleicht mehr Schaden angerichtet haben, als ich selbst beurtheilen kann; religiöse Gedanken nehmen überhand . . . .

Leben Sie wohl, kleine Fee, der liebe Gott möge Ihre Zauberei Ihnen verzeihen und Sie in seinen heiligen Schutz nehmen.

Heinrich Heine.

Seit seiner Rückkehr nach Paris war der Dichter seinem Leiden in dessen ganzer Härte unterworfen; es schwand jede Hoffnung auf Genesung und mit unaufhörlichem Schrecken empfand er das Umsichgreifen der Lähmung nach dem Kopfe. Sollte er seine geistigen Fähigkeiten verlieren? Glücklicherweise geschah dies nicht. Heine bewahrte die Klarheit seines Geistes bis zum letzten Augenblick. — Durch einen Kontrakt mit seinem Verleger die Zu=

kunft derjenigen sicher zu stellen, die er hinterlassen würde, wurde das Ziel, welches er mit unbezwingbarer Energie verfolgte.

Er liebte seine Frau wie eine Geliebte und wie sein Kind; Juliettens gänzlicher Mangel an Vorsorglichkeit rührte ihn; ihre Unkenntniß der Welt entzückte ihn.

„Sie hat nie etwas von mir gelesen," vertraute er mir mit leiser Stimme an; „sie weiß nicht, was das ist, ein Dichter. Jedoch habe ich bei ihr eine leise Ahnung davon entdeckt, daß mein Name in einer Zeitschrift gedruckt wird," und noch leiser sprechend fügte er hinzu: „aber sie weiß nicht in welcher."

Jedes Mal, wenn von Goethe oder seiner Frau die Rede war, stützte sich der Kranke auf den Ellenbogen und senkte die Stimme, wie wenn er fürchtete, daß man an den Thüren lausche.

Armer Heine! er war entsetzlich eifersüchtig.

Verstand Juliette aber nichts von Literatur,

so bezeigte sie dagegen großes Interesse für das Hippodrom und das Theater. Die junge Frau führte ein einsames und trauriges Leben. Manchmal erhielt sie von ihrem Manne die Erlaubniß, in Gesellschaft einer Freundin das Theater zu besuchen; wenn er alsdann nicht seine Herzensangst gestand, so ließen einige ihm entschlüpfte Worte dieselbe errathen. Dem Zufall verdankte ich die Kenntniß der intimen und schmerzlichen Seite dieser Ehe.

Eines Morgens erhielt ich den Besuch eines Arztes, den man geschickt hatte, um mir mitzutheilen, daß Heinrich Heine soeben einen sehr schweren Anfall gehabt habe und sich sehr freuen würde, mich zu sehen; beunruhigt fragte ich den Arzt, ob der Kranke in Todesgefahr sei. Da mich derselbe von der Intimität des Ehepaares unterrichtet glaubte, so sprach er ganz offen.

„Was vermag unsere Kunst," antwortete er, „im Kampfe mit dieser sinnlosen Liebe,

dieser entsetzlichen Eifersucht? Nichts kann Heine davon heilen, da der Gegenstand seiner Thorheit stets um ihn ist. Die Heirath war unter diesen Verhältnissen verhängnißvoll; sie hat den Gang der Krankheit außerordentlich beschleunigt."

„Seine Frau pflegt ihn indeß sehr gut," erwiderte ich, „und in seinem jetzigen Zustande ist dies für ihn von großer Wichtigkeit."

Der Arzt zuckte die Achseln und fuhr fort:

„Es ist nicht die Schuld seiner Frau; aber welche Pflege vermöchte den Schaden einer Nacht wie die letztverflossene aufzuwiegen? Ich weiß nicht, welch' ungerechter Verdacht im Hirn des Kranken rege wurde; ich stelle nur die Thatsache fest: von seiner auf den Boden gelegten Matratze gleitend, oder vielmehr sich von derselben fallen lassend und sich mit Hülfe seiner Hände auf dem Leibe fortschleppend, ist er nach Anstrengungen, die für seine Willenskraft ein Triumph waren, bis zur Thüre des

Zimmers seiner Frau gelangt, wo er ohnmächtig liegen geblieben ist; niemand weiß wie lange. Dem Arzte mußte man wohl diesen beklagenswerthen Vorfall anvertrauen und mir erklären, warum ich meinen Kranken auf dem Bette seiner Frau fand. Mit wahrhaft herzzerreißender Miene hat mir seine Frau die Sache erzählt."

Alsdann wurde von den verschiedenen Phasen, Qualen und Operationen gesprochen, welche die Lähmung innerer Organe nach sich ziehen würde. Ach! das Herz blutete beim Auseinanderrollen dieser Zukunft.

„Heine kennt sein Schicksal," fügte der Arzt hinzu, „und ich sehe voraus, daß er den Muth nicht sinken lassen wird. Dieser Mann ist erstaunlich: seine einzige Sorge ist, seiner Mutter die Gegenwart zu verbergen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

„Aber dieser Mann ist wirklich gut!" rief

ich in vorwurfsvollem Tone aus, der sich auf meine früheren Zweifel bezog.

„Je nachdem," erwiderte kalt der Arzt. „Sie dürfen nicht vergessen, daß er einen rachsüchtigen Charakter hat. Seine Güte ist beschränkt, hüten wir uns vor seiner Feindschaft. Ein Wespennest zertreten ist weniger gefährlich. Sehen Sie doch, wie er Meyerbeer verfolgt. Unter dem Titel „Herr Bär" hat er soeben in Deutschland nochmals Verse erscheinen lassen, die an dem Komponisten kein gutes Haar lassen; und weshalb führt er diesen Krieg gegen den Mann, dessen Verehrer und Freund er einst gewesen? Nur weil er bei dem Komponisten des „Propheten" um eine Loge für die erste Aufführung dieser Oper nachgesucht und am bezeichneten Tage nichts erhalten hatte!"

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Doktor, daß auch dieses Mal die Liebe die Schuld daran trägt. Die erbetene Loge war für seine Juliette, die sich sehr darauf freute,

und niemals hat er Meyerbeer diese Täuschung verzeihen können. Was ist da zu machen? Die Erinnerung daran ist ihm in die Galle übergegangen."

Als der Arzt sich entfernt hatte, blieb ich sinnend und überdachte noch einmal alles, was gesagt worden war. Nun, soll ich es gestehen? ich empfand eine Art Entschuldigung für das Unrecht, welches Heine dem berühmten Komponisten anthat, ein Unrecht, an welchem seine Liebe die Schuld trug. Er liebte so leidenschaftlich! Er war so unglücklich!

Die Angriffe, welchen er sich aus Vergnügen hingab, beurtheilte ich strenger. Es erschien ihm eine erlaubte Belustigung, mit der Feder in der Hand seiner Ironie freien Lauf zu lassen und mit grausamer Spöttelei seine besten Freunde zu verfolgen. Versuchte man, in ihm Reue über solches Vorgehen zu erwecken, so hörte er neugierig zu, als sei er bei der Sache ganz unbetheiligt. Dann fuhr

er mit Begeisterung fort, sein Thema in anderer Weise zu bearbeiten und fügte eine Menge Vergleiche hinzu, die er drucken zu lassen nicht gewagt hatte, und die er glückstrahlend ausdrückte. Dies war seine Art zu bereuen. Ich denke mir, daß, wenn nach einer Prüfung seines Gewissens er sich sagen konnte: „Daß Herz weiß nichts davon!" er sich unschuldig glaubte. Nur so kann ich mir die Sonderbarkeit erklären, daß er, wenn die Gelegenheit sich darbot, nicht anstand, die Dienste einer Person zu beanspruchen, welche er in seinen Schriften beleidigt hatte.

Ueberrascht fragte ich ihn dann wohl, ob er diese oder jene Stelle, welche ich zitirte, vergessen habe.

„O!" versetzte er, „wie hätte dies ihn beleidigen können? waren wir denn nicht Freunde?"

„Aber gerade deshalb," erwiderte ich.

„Unsinn! man kennt mich. Das Male-

rische, Bilderreiche und Komische ziehen mich an, das liegt so in meiner Natur."

„Wahrhaftig," sagte ich einst, ungeduldig gemacht, zu ihm, „Sie antworten, wie es in der Fabel der Champignon thun würde, wenn man ihn beschuldigte giftig zu sein: Das liegt in meiner Natur."

„Bravo! Sie haben es getroffen, beste Freundin!"

Jetzt war der Kranke vergnügt und sorgte sich keineswegs um die kostbaren Freundschaften, die er sich abwendig gemacht hatte.

Aus einigen an mich gerichteten Fragen über Béranger hörte ich jedoch heraus, daß ihm die anscheinende Vernachlässigung des Dichters, welchen er hochachtete, nicht gleichgültig war. Er erklärte sich dieselbe um so weniger, als er über dessen Person einen, wie er versicherte, sehr lobenden Artikel, in den er all' sein Gefühl gelegt, gemacht hatte. Um darüber urtheilen zu können, las ich den Ar=

tikel und fand eine Stelle, wo er das Epitheton „Polisson“ (Zotenreißer) mit dem Namen Béranger’s zusammengestellt hatte.

„Daran liegt es, lieber Heine,“ rief ich aus; „offenbar kennen Sie nicht die ganze Bedeutung, welche wir Franzosen diesem Worte beilegen. Man hat es Ihnen falsch ausgelegt.“

Aber er wollte durchaus nicht sein Unrecht eingestehen und beharrte eigensinnig auf seiner Vertheidigung, in der er behauptete, sich auf Beispiele zu berufen, die er alten französischen Werken entnommen habe.

„Da Sie Béranger schätzen,“ antwortete ich, „so klären Sie ihn doch durch einige Zeilen auf.“

Nein, er blieb halsstarrig und schmollte.

Im Gegensatz zu diesen selbstsüchtigen Regungen, welche man bei Dichtern häufig antrifft, schwebte ihm in unsern alltäglichen Beziehungen stets das vor, was mein Wohlwollen fesseln konnte; welches auch immer sein Gesundheits-

zustand sein mochte, stets wurde ich mit herzlicher Lebhaftigkeit empfangen. Wenn er mich eintreten hörte, rief er öfters aus:

„Ist es nicht drollig, Ihnen eine solche Bürde im Namen aller guten und schönen Gefühle aufzuerlegen?"

Es sei hier bemerkt, daß er von all' seinem Leiden und allem Elend, das daraus entsproß, sehr wenig sprach und stets mit Einfachheit; manchmal erlaubte er sich, auf seine eigenen Kosten zu spotten, aber niemals hörte ich einen Ausdruck, der auf Mitleid hinzielte. Zweimal brach in dem Kamine, gegen welchen das Kopfende seiner Matratzen gelegt war, Feuer aus: hörte man ihn nachher den Unfall erzählen, so hätte man glauben sollen, daß er nicht mehr Gefahr wie jede andere Person dabei gelaufen hätte.

Sein Mobiliar, welches sorgfältig rein gehalten wurde, war das eines wohlhabenden Bürgers. Ein schönes Porträt von Laëmlin

erinnerte ihn an seine Frau, wenn dieselbe abwesend war. Bei der Ankunft eines Besuchers in der Wohnung der rue d'Amsterdam zog sich Frau Heine stets taktvoll zurück; das Zimmer derselben lag ganz im Hintergrunde der Wohnung. Ich vermuthe, daß der Kranke diese Vertheilung der Zimmer bestimmt hatte, damit er Jedermann kommen und gehen hören konnte; er lauschte aufmerksam auf die Stimmen und Schritte derjenigen, die sich draußen bewegten. Wer kann sagen, ob bei diesem genialen Mann, der, an sein Bett geschmiedet, dennoch verliebt und eifersüchtig blieb, die Seelenqual nicht noch schrecklicher war, wie die des Körpers?

Ein Besuch, welcher ihm wirklich Freude bereitete, war derjenige der Prinzessin Belgiojoso, die aus dem Orient zurückkehrte. Sie war bis nach Jerusalem gegangen, um die heiligen Orte zu besuchen. Es gehörte das gerade zu den Ländern, welche der Kranke, seit die Bibel seine Lieblingslektüre geworden war, oft in

Gedanken durchreiste. Während seiner letzten Lebensjahre war dies Buch für ihn eine große Zerstreuung; verstand er auch nicht wie Voltaire das Kapitel Ezechiel zu genießen, so traf er doch in andern Theilen auf eine Poesie, deren Reichthum ihn entzückte und begeisterte. Die Prinzessin faßte das Interesse, mit welchem Heine sich über ihre Reise in das heilige Land erkundigte, falsch auf, da sie hierin einen religiösen Schimmer bei dem Kranken erkennen wollte. Sie sprach ihm von dem Abbé Caron, welcher damals auf das Publikum große Zugkraft ausübte, als von einem interessanten und verdienstvollen Manne. Sie schlug vor, denselben Heine zuzuführen. Ich bin geneigt zu glauben, daß nur das Trachten nach einem Doppelstudium der einzige Beweggrund Heine's war, dieser Bitte zu willfahren.

Nach zwei oder drei Besuchen des Abtes sagte er zu mir:

„Die Prinzessin hat mir den Abbé Caron

zugeführt. Sie wußten's wohl schon? Es war ihm bereits gelungen (hier nahm er eine reuige Miene an) etwas religiöse Anwandlung in mir zu wecken . . . . aber," fuhr er lachend fort, „ich kehre doch entschieden wieder zu den Kataplasmen zurück. Die Linderung ist prompter."

Um sich die Geistesrichtung des Dichters recht klar zu machen, muß man bedenken, daß er zugleich jeder religiösen Auffassung zugänglich war, ob dieselbe nun Confucius oder Mahomet, Moses oder Luther ihren Propheten nannte, daß er sich der Frömmelei aber durchaus widerspenstig zeigte; der Glaube, die Andachtsübungen und die Geistlichkeit waren für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Witzeleien und Sarkasmen, deren Lauf selbst der Tod, als er dessen eisigen Athem fühlte, nicht aufhalten konnte. Während des letzten Sommers, den er in dieser Welt zubrachte, trotzte ich eines Tages einer wahren Hundstagshitze, um ihn zu

besuchen; bei meinem Eintreten rief er mir entgegen:

„O! theure Freundin, ich habe eben eine rechte Angst ausgestanden. Denken Sie sich, man hatte mein Fenster geöffnet und anstatt bei dieser brennenden Sonne an die blühenden Lindenbäume zu denken, wie dies jeder vernünftige Mensch gethan hätte, sehe ich in Gedanken eine Kirche nach der andern vor mir, die ich während meiner Reise in Italien besucht habe. Zu Hülfe! rufe ich, die Lähmung greift das Gehirn an! . . ." „Beruhigen Sie sich, es ist nur die Hitze," antwortet mein phlegmatischer Sekretär. „Wir haben 36° Réaumur im Schatten." Diese Erklärung traf mich wie ein Lichtstrahl. Ich dachte an die Stelle der „Reisebilder", wo ich die katholische Religion wegen der Kühle, die in den Kirchen herrscht, als gute Sommerreligion bezeichnet habe. — Sie verstehen, liebe Freundin, den

Zusammenhang der durch diese Empfindung erregten Gedanken."

Dieser Angstschrei, den er in possirlicher Weise zum Besten gab, war dennoch der Ausdruck seiner beständigen Furcht. Begierig nach Mittheilungen, die ihm als Vergleichsgegenstand dienen konnten, liebte er es deshalb, sich nach Personen, die von derselben Krankheit wie er befallen waren, zu erkundigen. Augustin Thierry beschäftigte ihn ganz besonders; hatte ich letzteren besucht, so folgte eine Frage auf die andere: „Schlief er? aß er? wie arbeitete er?" Er ließ nicht nach, sich nach dem Zustand des Kopfes zu erkundigen. „Behielt der berühmte Geschichtsschreiber wirklich seine ganze Thatkraft, seine ganze geistige Fähigkeit?" Als ich ihm dies bestätigte, stieß er einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

„Wissen Sie, liebe Freundin, daß unsere Krankheit denselben Ursprung hat?"

Spottenden Tons fuhr er dann fort:

„Es kommt von übermäßigem Arbeiten, sagen die guten Leute. Uebermaß ist das rechte Wort. Ist es aber gut angewandt?“

Die Werke von Augustin Thierry schätzte er sehr hoch. Unter dem Eindruck, den die Lektüre von „La conquête des Normands“ auf ihn gemacht, schrieb Heine die „Das Schlachtfeld von Hastings“ betitelten Verse, welche im Buche „Lazarus“ unter die Jahreszahl 1854 gesetzt sind. Dieses Gedicht ist jedoch weit älter. Ich glaube, daß die im Jahre 1855 unter der Leitung des Autors veröffentlichte Ausgabe von Michel Lévy willkürliche Umstellungen von Daten einschließt. Ich theile hierüber die Meinung Gérard de Nerval's, welcher von dem von 1821 oder 1822 datirten Intermezzo sagte: „Wofern man mir nicht eine von früher datirte deutsche Ausgabe zeigt, halte ich das Gedicht für den viel späteren Erguß seines Herzens und seiner Leidenschaft. Als Heine

erst verheirathet war, bedauerte er denselben und wollte umkehren."

Und in der That, wie groß auch die Frühreife und die Gabe der unmittelbaren Erkenntniß seien, welche man bei einem Dichter voraussetzt, so verstünde derselbe dennoch nicht das zu erschaffen, was erst die Erfahrung seinem Talente hinzufügt. Erst auf ihre Kosten erlangt er eine gewisse Einsicht. Der geschickteste Naturalist würde die tödtliche Kraft der Manzanilla weder erfunden noch errathen haben. Um dieselbe darzuthun, mußte man sich der Pflanze erst genähert haben.

Den köstlichen Inhalt des Romancero habe ich stückweise entstehen sehen. Der Autor gefiel sich darin, mir seine Elfen, Nixen und Gnomen, welche ihre kleinen Entenfüße unter langen rothen Mänteln verbargen, wie eine Art Traum zu erzählen.

„Um sie nicht zu ärgern, that ich als bemerkte ich sie nicht."

Und als Heine dies sagte, machte er die drolligsten Mienen und gestikulirte mit seinen weißen, zarten und schmächtigen Händen, der einzige Theil seines Körpers, den die Krankheit verschont hatte. Ich konnte mir nie darüber klar werden, ob er Traum eine die Schlaflosigkeit häufig begleitende Aufregung nannte, oder ob er wirklich schlafend einen Theil jener Wunder zu Tage förderte, welche er zu erzählen liebte und die oft die herrlichsten Seiten seiner Werke geworden sind. Andere Male wieder waren seine Vorstellungen lächerlich. Eines Morgens traf ich ihn an, als er mich gerade mit fieberhafter Ungeduld erwartete, weil er mir, noch unter dem lebhaften Eindruck des Traumes, das rasende Rennen, welchem er im Geiste beigewohnt hatte, erzählen wollte.

„Denken Sie sich," sagte er, „ich habe soeben Wettrennen gesehen, mit eignen Augen gesehen, welchen ganz Paris zuschaute; und die Renner waren keine Geringeren als

die Herren Thiers, Guizot und Cousin, welche ein Jeder auf einem Vogel Strauß saßen. Anstatt aber," fügte Heine ernst hinzu, „das Jockeykostüm anzulegen, wie es der gute Geschmack verlangte, trug Herr Thiers eine Generalsuniform; Herr Guizot, die Tiara auf dem Kopfe und anstatt der Peitsche den Bischofsstab in der Hand, trug, seiner Gewohnheit gemäß, einen bis oben zugeknöpften Rock, und Herr Cousin war als deutscher Philosoph verkleidet. Aber sofort, ohne Zögern, habe ich ihn darin im Traume erkannt!" Hier hielt der Erzähler, indem er schreckliche Grimassen schnitt, inne, — dann lachte er aus vollem Halse: „Sehen Sie, kleine Fee, wenn dieses Rennen stattfände, würde ich mein Bett verlassen um diese drei Kunstreiter auf ihren Straußen zu sehen!"

„Mein lieber Heine," antwortete ich, „Ihre Antipathien sind unverwüstlich, selbst im Traume; diejenige, welche Ihnen Herr Cousin eingeflößt

hat, ist noch ebenso heftig wie am ersten Tage."

„Aber, kleine Fee, geben Sie doch zu, daß der auf einem Vogel Strauß reitende Halb-Philosoph . . . (hier lachte er wieder). Ja, ich vergesse es nicht," fuhr er fort: „so vergegenwärtige ich mir noch deutlich das Gesicht des berühmten Professors, als eines Abends bei der Prinzessin Belgiojoso im Augenblick wo das Diner gemeldet wurde, er zwischen Sesseln und Gästen hindurch, mit großen Schritten auf die Herrin des Hauses zustürzte, um derselben galant den Arm anzubieten.

„O! welch' komischen Ausdruck nahm seine anmuthige Miene an, als die Prinzessin mit bezauberndem Lächeln, das ihre Grübchen erscheinen ließ, ihn mit diesen mit harmonischer Stimme gesprochenen Worten zurückwies: „Verzeihen Sie, Herr Cousin, Sie wollen mich doch nicht mit Rußland entzweien, —" und mit einer plötzlichen Verbeugung wandte sie sich

dem Gesandten Pozzo di Borgo zu und nahm dessen Arm. O! diese strenge Lektion über Lebensart! es ist eine meiner besten Jugenderinnerungen, Zeuge derselben gewesen zu sein.“

Nachdem ich seiner Bosheit freien Lauf gelassen hatte, hielt ich es für gut, seine Gedanken wieder den Ländern zuzuwenden, welche er in der Nacht im Traume durchreist hatte, während er seinen armen Körper nicht rühren konnte; man hätte alsdann die reizenden Beschreibungen, welche er davon machte, hören sollen.

Sein Leiden verschlimmerte sich, jedoch ohne seine Geduld noch seinen Muth zu verringern. Heine beurtheilte seinen Zustand mit ebensoviel Genauigkeit als Festigkeit; er hatte meinen Mann gebeten, das Amt eines Testamentsvollstreckers anzunehmen und ihm einen Notar zu nennen, dem er seinen letzten Willen vertrauensvoll diktiren könne. — Dies Schriftstück wurde mit meiner Genehmigung in einem nach Heine's Tode bei Michel Lévy in Paris er-

schienenen Bande „Allemands et Français“ veröffentlicht.

Als die Unterhaltung um jene Zeit gerade auf diesen ernsten Gegenstand gebracht worden war, gab der Kranke wiederum den dringenden Wunsch zu erkennen, geräuschlos, und wie er gelebt hatte, ohne Gepränge beerdigt zu werden.

„Meine Werke sollen reden, weiter nichts! und selbst der literarische Lorbeer vermag, wie Sie wissen, gute Freundin, mich keineswegs zu rühren. Nein, ich bin ein kühner Streiter, der seine Kräfte und sein Talent dem Dienste der ganzen Menschheit gewidmet hat. — Legen Sie, wenn Sie wollen, eine Schleuder und eine Armbrust kreuzweise über mein Grab.“

„Mit guten Pfeilen?“ flüsterte ich.

Er lächelte.

„Von Ihnen,“ fuhr er fort, „verlange ich sogar nur, einen Resedazweig hinaus zu bringen; erinnern Sie sich, liebe Freundin, daß dies die

Blume ist, welche mir die kleine Veronika gegeben hatte? . . .“

„Und ich erinnere mich auch, daß mir von dieser Kinderliebe nur der Anfang bekannt ist.“

„Dann ist es Zeit, Ihnen das Geständniß zu machen, daß die ganze Geschichte in diesem Präludium enthalten ist. Als wir den Berg hinaufgingen, spielte das Kind mit der Blume, welche es in der Hand hielt: es war ein Resedazweig. Plötzlich führte sie denselben an ihre Lippen und gab ihn mir dann. Als ich das Jahr darauf in den Ferien hinkam, war die kleine Veronika todt! Und seither ist trotz aller Schwankungen meines armen Herzens die Erinnerung an sie doch stets lebendig geblieben. Warum? Wie? Ist es nicht seltsam, geheimnißvoll? Denke ich dann zuweilen an diese Begebenheit, so empfinde ich ein schmerzliches Gefühl, wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück.“

Wir schwiegen beide. Die Erinnerungen,

die Gegenwart, alles sprach vom Tode. Zerstreut irrten meine Blicke in der Umgebung des Kranken umher und als ich zum ersten Male eine Art Apparat aus Seilen in der Form eines Steigbügels bemerkte, welcher am Kopfende seines Lagers an der Wand befestigt war, frug ich ihn, was das bedeute.

„O! das, das ist eine gymnastische Erfindung, um, wie man sagt, meinen rechten Arm zu üben. Aber, unter uns gesagt, ich glaube eher, daß es eine Einladung zum Henken ist: eine zarte Aufmerksamkeit meines Arztes. — Jedoch giebt es Einfaltspinsel,“ fuhr Heine fort, „welche den Muth bewundern, mit dem ich mein Ende noch hinausschiebe. Haben dieselben aber jemals daran gedacht, wie ich es anfangen soll, mir den Tod zu geben? Ich kann mich weder hängen, noch mich vergiften, noch weniger mir eine Kugel durch den Kopf schießen oder mich aus dem Fenster stürzen; oder soll ich Hungers sterben? Pfui!

das ist eine Todesart, die im Widerspruch mit allen meinen Prinzipien steht. — Offen gesprochen, man muß zum mindesten die Art seines Selbstmordes frei wählen können oder aber die Finger davon lassen."

Heine hat niemals daran gedacht, sein Ende zu beschleunigen, sich freiwillig von seiner Frau zu trennen. Bedurfte sie denn nicht seiner? War er nicht ihr Beschützer? Diese Rolle schmeichelte ihm ganz besonders. Er war es, der, während Frau Heine sich mit ihren Blumen und ihrem Papagei beschäftigte, alle Ausgaben befahl, regelte und berichtigte. Nachdem er als Junggeselle einige Schulden gemacht, welche sein Onkel Heine, der reiche Hamburger Banquier bezahlt hatte, war er seit seiner Heirath sehr gewissenhaft geworden, um die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Wenn er unter seinem Kopfkissen einen kleinen mit Thalern gefüllten Beutel hervorzog, welchen er zitternd aufband, um die

Summe, welche die Magd verlangte, herauszunehmen, so konnte man ihm nicht zusehen, ohne dabei an seine Vorfahren zu denken. Aber eigenthümlich war ihm eine freigebige Laune, die ihn erfinderisch machte in der Wahl der Geschenke, welche er seinen Freunden bei Gelegenheit einer besonderen Feier oder am Neujahrstage schickte. Von solchen Andenken, welche für mich Reliquien der Freundschaft geworden sind, erwähne ich sein Profil aus Bronze, Werk des Bildhauers David, von vollendeter Aehnlichkeit. Bevor er es mir zum Geschenk machte, ließ er es mit einer Guirlande ziselirter Rosen umgeben. Nichts kann lebhafter an die Dornenkrone erinnern, welche dem hochbegabten Menschen, dessen Bild die Maske darstellt, beschieden war. Dieser schreckliche Gegensatz ruft die Melancholie hervor; immer wieder kehren jedoch die Blicke darauf zurück und man wird nachdenklich.

Ich habe schon von dem Schutze gesprochen,

mit welchem er seine Frau umgab und woran der „sterbende Heine“ besonderen Gefallen fand. Aber ich muß auch erwähnen, daß er stolz darauf war, dem magnetischen Einfluß seiner Juliette zu unterliegen. Dieser Einfluß war, wie er versicherte, so groß, daß mehrere Male der bloße Ton dieser Stimme, die Berührung dieser Hand ihn wieder an's Leben gefesselt hatte. Die Anekdote von dem Papagei, welche gerade in die letzten Lebenswochen Heinrich Heine's fällt, kann als Beleg für diesen Einfluß gelten.

Als er mitten in der Nacht von einer jener mörderischen Krisen befallen wurde, von der man mit vollem Rechte annehmen konnte, daß sie die letzte sein werde, eilte seine Frau voller Schrecken zu ihm. Sie ergriff seine Hand, drückte, erwärmte und liebkoste sie; sie weinte heiße Thränen und mit schluchzender Stimme hörte er sie wiederholen: „Nein, Henri, nein, Du wirst mir das nicht anthun, Du wirst

nicht sterben! Du wirst Mitleid mit mir haben! Diesen Morgen habe ich schon meinen Papageien verloren; wenn auch Du stürbest, ich wäre zu unglücklich!"

„Das war mir Befehl," fügte er hinzu, „ich gehorchte, ich habe fortgefahren zu leben; Sie begreifen, liebe Freundin, wenn man mir triftige Gründe angiebt . . . ."

Den Kranken amüsirte es außerordentlich, mir diese Geschichte zu erzählen; er wiederholte sie selbstgefällig, wobei er den bewegten Ton seiner Frau nachmachte und das Wort „Papagei" besonders hervorhob; es lag in der launigen Natur des Dichters, von dem Schmerze, den er verursachte, lebhaft gerührt und zugleich durch die komische Form, in welche sich die Verzweiflung kleidete, sehr belustigt zu werden.

Seit dem Beginn des Jahres 1855 deutete jedoch alles auf ein nahes Ende hin.

Die Krampfanfälle wurden häufiger und das Morphium erwies sich als nicht mehr

wirksam genug, um seine Schmerzen zu lindern.

Es war ungefähr 14 Tage vor dem Tode Heinrich Heine's, als ich frühzeitig bei ihm vorsprach, und da ich im Vorzimmer Niemanden antraf und die Thüre seines Zimmers offen war, so drang ich geräuschlos vor. Man machte sein Bett, während er auf einer Art Ruhebett mit Armlehnen darnieder lag. Es hatte monatelanger Versuche bedurft, bevor man dahin gelangt war, ihm eine ihn befriedigende Lage zu geben. Unbeweglich blieb ich stehen, denn ich fühlte, daß es ihn betrübt haben würde, mich Zeuge seines Verfalls zu wissen.

Eine der um ihn beschäftigten Mägde hob ihn auf ihren Armen empor, um ihn von dem Ruhebett wieder auf die am Boden liegenden Matratzen zu legen, welche mit Flanell umhüllt waren. Sein völlig abgezehrter Körper schien der eines zehnjährigen Kindes zu sein; seine Füße hingen träge herunter, schwankten hin

und her und waren so verdreht, daß die Fersen sich vorn befanden, da wo die Fußspitze hätte sein müssen.

Welch ein Anblick! welche Offenbarung! welchen tragischen und ergreifenden Charakter gewinnt bei dieser Erinnerung die prächtige Dichtung des Buches „Lazarus“:

Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich an's Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Thränen geflossen.

Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank,
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Und die folgende Strophe, die hinzufügt:

Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
Der Geist ist eingekerkert —
 ꝛc. ꝛc.

Ein letztes Mal, vier Tage vor seinem Tode, sah ich Heinrich Heine wieder; er plauderte mit gewohnter Unbefangenheit, nur der Ton war ernst.

„Das Sterben ist eine sehr ernste Sache," sagt La Bruyère, „das Scherzen ist dabei nicht wohl angebracht, sondern die Standhaftigkeit."

Diese letztere Tugend verließ keinen Augenblick den muthigen Märtyrer. Als ich mich von ihm trennte und nach meiner Gewohnheit meine Hand in die seine legte, um Abschied zu nehmen, hielt er sie einige Augenblicke fest, dann sagte er leise: „Säumen Sie nicht, meine Freundin, es wird klug sein."

Sein wunderbarer Geist erlitt bis zum letzten Augenblicke keinerlei Störung. Bei dem Gefühl von Tod und Leben zugleich beobachtete sich zweifellos der Philosoph, und der Dichter suchte sich. — Die von Heinrich Heine schon einmal ausgesprochene Ueberzeugung war jedenfalls auch sein letzter Gedanke:

„Il y a pourtant un coin divin dans l'homme!"

„Es liegt doch ein Keim des Göttlichen im Menschen!"

Ende.



Druck von August Hopfer in Burg.

